



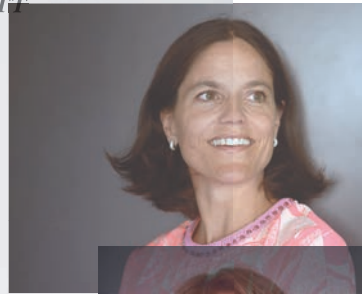
Mehrfamilienhaus Brunnhalde
in Luzern, 2012.

INSIDE SCHEITLIN & SYFRIG

von Katharina Marchal (Text) und zvg (Fotos)

Im Interview diskutieren Marc Syfrig und Tanja Temel von Scheitlin Syfrig Architekten über die städtebauliche und architektonische Entwicklung der Musikstadt Luzern seit der Gründung des Büros. Dabei analysieren sie Luzerns Identitätsmerkmale und erörtern bestehende als auch verpasste Entwicklungschancen und stellen die Herausforderungen innerhalb der geografischen und ökonomischen Grenzen dar.

TT



MS

Als Sie 1985 Ihr Architekturbüro gründeten, waren bereits einige Projekte im neuen Bahnhofsgebiet in Luzern im Entstehen. Kurz danach wurde der Wettbewerb für das neue Kultur- und Kongresszentrum der Stadt Luzern (KKL) ausgeschrieben. Haben Sie sich damals auch am Wettbewerb beteiligt?

Marc Syfrig: Während der Bahnhofsgebietsentwicklung waren wir noch im Studium. Doch am 1988 weltweit öffentlich ausgeschrieben und in drei Stufen ausgeführten Wettbewerb für das KKL konnten wir uns bereits beteiligen. Wir haben neben weltbekannten Architekten den zweiten Preis gewonnen, das war ein grosser Erfolg und für unser junges Büro die beste Referenz. Die Pläne für den Wettbewerb entstanden nachts, weil wir tagsüber unsere ersten kleinen Projekte bearbeiten mussten. Hinzu kam, dass noch alles von Hand gezeichnet wurde, eine sehr arbeitsintensive Zeit.

Welche Person war für den Wettbewerb und die Umsetzung des KKL ausschlaggebend? Und warum wählte man dieses Wettbewerbsverfahren? Wie wichtig war die Entwicklung des Gebietes um das KKL im Nachhinein für Luzern und für Ihr Büro?

MS: Die entscheidende Persönlichkeit, die den Wettbewerb überhaupt ermöglichte, war die Verlegerin und Mäzenin Alice Bucher. Sie finanzierte mit einer Spende von nahezu einer Million Franken den Projektwettbewerb für das KKL, stellte jedoch die Bedingung, innerhalb einer bestimmten Frist diesen Wettbewerb durchzuführen. Später unterstützte sie auch die Realisierung des KKL.

Neben der Finanzierung und der Zustimmung vom Volk stand die Stadt zusätzlich vor dem schwierigen Entscheid, das alte Kunst- und Kongress-

haus von Armin Meili aus dem Jahre 1933 abzureissen. Dieses Gebäude war vergleichbar mit dem Kongresshaus von Haefeli Moser Steiger in Zürich. Um den Abriss zu rechtfertigen und die Qualität zu sichern, war der Entscheid für einen öffentlichen, mehrstufigen Wettbewerb unumgänglich.

Tanja Temel: Politisch war dieses Vorgehen sehr mutig. Das Dafürstehen war eine grosse Leistung des damaligen Stadtpräsidenten Franz Kurzmeyer (1984–1996). Er setzte sich während seiner Amtsperiode vor allem für den Neubau des KKL ein. In der heutigen Zeit sind solche Projekte politisch ungleich schwieriger zu realisieren. Es war eine beeindruckende Leistung, dass eine kleine Stadt wie Luzern ein solches Projekt stemmen konnte.

Ihr Büro erstellte die Machbarkeitsstudie für den

Salle Modulable in Luzern – eine einzigartige veränderbare Musikbühne. Wie war hier die Ausgangslage?

MS: Als wir vor zwei Jahren beauftragt wurden, eine Machbarkeitsstudie für das Projekt «Salle Modulable» zu erarbeiten, erwies sich der Bootshafen im Tribtschen-Quartier als idealer Standort. Dieser wäre in Gehdistanz zum KKL gelegen und man hätte den Bootshafen aufheben und die rückwärtige Marina ausbauen können. An den von uns veranstalteten runden Tischen mit unterschiedlichsten Verbänden aus Umwelt sowie Politik und Gesellschaft waren alle, ausser der Landschaftsschutzverband Vierwaldstättersee (LSVV), von diesem Standort überzeugt. Dieser forderte die Abklärung durch das Bundesgericht.

Daraufhin hat der Stadtrat als alternativen Standort das Lido als

Grossprojekt Überbauung Mattenhof in Luzern Süd (Gemeindegebiet Horw und Kriens), 2008.



Testplanungsgelände vorgeschlagen. Nach Abschluss der Machbarkeitsstudie zog sich der Investor aufgrund interner Veränderungen zurück.

Wie kann eine Stadt sich weiterentwickeln, die als Tourismusmagnet den Eindruck einer «Puppenstube» evoziert, gegeben durch ihre historische Altstadt und die romantische Lage am See, umgeben vom Bergpanorama mit Rigi und Pilatus. Wie kann man ihr Image bewahren, ohne sie zum Museum zu degradieren?

MS: Luzern ist stark durch ihr Image als Musikstadt geprägt. Das ist der einzige internationale Anspruch, den diese Stadt erhebt. Luzern verdankt seinen Ruf als internationale Musikstadt auch Herbert von Karajan, der als erster Deutscher nach dem

Krieg an den internationalen Musikfestwochen (heute Lucerne Festival) in Luzern dirigierte. Danach folgten international bekannte Dirigenten wie Pierre Boulez und Claudio Abbado. Dies trieb die Wirtschaft an, neue Hotels wurden gebaut und an den Standard eines internationalen Publikums angepasst. Räumlich teilt sich die Stadt Luzern in drei grosse Teile: die Altstadt, die Neustadt und die beiden Seeufer. Leider gibt es für das südliche Seeufer kein Entwicklungskonzept. Es wäre eine grosse Chance gewesen, dieses Quartier zu einer Kulturmeile oder zum Kulturufer zu entwickeln.

TT: Luzern bewegt sich zwischen zwei Themen: Luzern als Kultur- und Tourismusdestination und Luzern als Wohn- und Arbeitsort. Dieses Spannungsfeld mit teilweise entgegenlaufenden Interessen ist sehr schwierig zu bearbeiten.

Wie verstehen Sie Ihre Aufgabe als Architekt, als Architektin in Bezug auf die weitere Stadtentwicklung Luzerns?

TT: Wenn man über Städtebau diskutiert, spielen Infrastrukturen und wirtschaftliche Abhängigkeit eine wichtige Rolle und nicht nur die Aufgleisung einzelner Gebäudestrukturen. In Luzern beginnt man erst jetzt diese Diskussionskultur zu entwickeln. Luzern hat wenig Tradition des städtebaulichen Denkens, so wie dies zum Beispiel in Amsterdam zu sehen ist. Wir haben bis heute nicht einmal ein Stadtmodell. Chancen, dies zu ändern, ergeben sich in der Entwicklung der Randgebiete. Unser Büro entwickelt derzeit gemeinsam mit der Immobilien-Investmentgesellschaft Mobimo AG das Grossprojekt Mattenhof. Dieses Gebiet liegt in den Gemeinden Kriens und Horw und ist ein Teil von Luzern Süd. Verschiedene Gremien

Wohnanlage Ruopigenhöhepark
in Ruopigen LU, 2005.



Wohnhäuser am Ruopigenplatz
in Ruopigen LU, 1990/1993.



Wohnüberbauung Citypark
in Sursee LU, 2014.

beteiligen sich an der Diskussion über die Entwicklung dieses Gebietes: einerseits die Gemeinden als wesentliche Entscheidungsträger, andererseits Gremien, welche aus verschiedenen Fachpersonen zusammengesetzt sind und nur beratende Funktionen haben. Zürich hat diese Diskussionskultur bereits entwickelt – siehe Zürich West und Oerlikon – aber für Luzern ist diese Form sehr neu. Hier können wir sicher noch dazulernen.

Wie sehen die Verantwortlichen in der Politik, im Hochbauamt und in der Tourismusbranche das Bild der Stadt? Luzern als begehbare Museum oder auch als lebendiger Ort für seine Einwohner? Wie viele Menschen wohnen tatsächlich in der Altstadt?

MS: Der Wohnanteil in der Altstadt ist sehr niedrig. Gewerbe, Gastronomie und Hotellerie besetzen den grössten Teil der Innenstadt. Die Schutzzonenvorschriften sind streng, aber es mangelt an einer kreativen Umgebung. Dies verunmöglicht jegliche Anpassung an veränderte Bedürfnisse. Die Vorstellung der Stadt, die sich gemäss Aldo Rossi immer wieder neu baut, steht in der Altstadt von Luzern überhaupt nicht zur Debatte. Wenn man genauer hinschauen würde, wäre eine Verdichtung auch hier möglich. Das Weiterbauen an der bestehenden Substanz, auch der historischen, ist eine Möglichkeit, die wir derzeit mit der Erweiterung des 1764 erbauten Trutzhouses in der Luzerner Altstadt prüfen.

TT: Die historische Bausubstanz darf nicht «eingefroren» werden. Man muss abwägen, ob und in welcher Art sich Eingriffe in die alte Substanz, für eine Anpassung an die heutigen Bedürfnisse und Anforderungen, nicht doch lohnen. Vonseiten der Behörden braucht es viel Mut, diese Veränderungen einzuleiten. Hinzu kommen die stark angestiegenen Preise für Wohneigentum und Mieten in der Innenstadt. Diese sind in den letzten vier bis sechs Jahren um ein x-Faches angestiegen. Der Wohnraum in der Luzerner Altstadt ist für den Durchschnittsverdiener kaum mehr bezahlbar.

Der Bevölkerungszuwachs in den stadtnahen Gemeinden Luzerns

wurde in den 1960er-Jahren durch verdichtete Überbauungen aufgefangen. Im Zusammenhang mit der Verdichtung stellt sich die Frage: Wie geht man heute in der Agglomeration damit um? Sie haben in Littau und in Kriens gebaut.

MS: Dolf Schnebli hat einen viel beachteten Masterplan für das Gebiet Ruopigen in Littau-Reussbühl erstellt, der damals mustergültig an der Expo 64 ausgestellt und zum Vorbild für die Entwicklungen in der Agglomeration wurde. Damals wurde in der Agglomeration vermehrt verdichtet gebaut. Unter dem Titel «Weiterbauen am Gestaltungsplan» von Dolf Schnebli entwickelten wir zwei neue Bausteine: die Wohnhäuser A3 und E in Ruopigen (1990/1993). Wir haben bereits in einem frühen Stadium mit der Firma Anliker zusammengearbeitet – einem mittelgrossen Generalunternehmer, der diese Grundstücke gekauft hat. Es wurde uns bald klar, dass Architektur nicht nur einen Selbstzweck hat, sondern in einem sehr engen ökonomischen Korsett ablaufen muss. Ich behaupte sogar, die Qualitätsfindung in diesen engen Banden ist bis auf den heutigen Tag ein Spezialgebiet unseres Büros. Bei jedem Projekt muss der Schwerpunkt für hohe Qualität neu festgelegt werden.

TT: Wir suchen immer den Diskurs, mit den Generalunternehmern oder den Bauherren, denn es kann nur gemeinsam funktionieren. Die Selbstinszenierung, wie diese zum Teil von Architekten gepflegt wird, hat in diesen Prozessen wenig Platz. Mit der Firma Anliker haben wir eine Baukultur begonnen, die sich in anderen Projekten fortsetzte. So sind nach einem Wettbewerb unter anderem auch das Eisstadion und das Hochhaus in Zug entstanden.

Wo ziehen Sie die Grenzen zwischen Stadt und Land Luzern?

TT: Die Grenzen haben sich verwischt. Die Stadt wächst mit dem Land zusammen. Heute müssen Hotels und Firmen in die Randzonen ausweichen. Das wäre vor zehn Jahren noch unvorstellbar gewesen. Auf wirtschaftlicher Ebene wäre die neue Entwicklung bereits weiter, wenn man die Gemeinde-

fusionen vorantreiben würde. Politisch zieht man nach, wie dies zum Beispiel mit Ruopigen geschah, welches vor der Fusion mit Luzern zur Gemeinde Littau zählte.

Die Entwicklung in Emmen ist noch rasanter. Dort werden Wohnungen gebaut, die in den nächsten fünf bis zehn Jahren auf den Markt kommen. Ein gigantisches Vorhaben. Projektiert sind rund 400 bis 500 Wohnungen. Die Industriebrachen im Viscose-Areal sind eine weitere grosse Chance für eine städtebauliche Entwicklung.

MS: Horw, Kriens und Ebikon sind Gemeinden, die bereits heute mit der Stadt zusammengewachsen sind, aber trotzdem partout nicht zur Stadt Luzern gehören wollen. Aus diesem Grund sind Entwicklungen, wie sie städtebaulich eigentlich funktionieren sollten, zum Teil sehr schwierig oder erst am Entstehen.

Wie waren die Voraussetzungen beim Citypark in Sursee, welcher dieses Jahr vollendet wurde?

TT: Der Bauherr Max Renggli, ein Holzbauer, kaufte in Sursee das Grundstück einer alten Gärtnerei und schrieb einen eingeladenen Wettbewerb aus. Teilweise gab es schon Wohnungsbauten, der Rest war Gärtnerei. Die Herausforderung war die Verdichtung in altstadtnahen Gebieten, ohne die Altstadt zu tangieren. Wir haben die rund zwei Jahre dauernde politische Entwicklung bis hin zur Umzonung begleitet. Vonseiten des Bauherrn kam die Auflage, einen reinen Holzbau zu errichten. Es ist das erste Minergie-Eco-Haus, das in dieser Art von uns gebaut worden ist.

Sehen Sie Entwicklungsbedarf in der Hotelleriebranche in Luzern?

MS: Die Hotellerie ist eine Zeitbombe für Luzern. Die qualitative Hotellerie, wie sie um die Jahrhundertwende entstanden ist, ist nicht mehr bezahlbar. Das Hotel Schweizerhof funktioniert nur, weil es querfinanziert werden kann. Das unterstelle ich, ohne die Fakten genau zu kennen. Der Trend in der Hotelleriebranche ist klar: Es wird gesund geschrumpft. Es fehlt an 3-Sterne- sowie Business-Hotels. Seit Jahren wird die Messeinfrastruktur

massiv ausgebaut: beim KKL, im Verkehrshaus und auf der Allmend. Leider fehlen die entsprechenden Bettenkapazitäten. Keiner weiss, was in Zukunft mit den Luxushotels geschehen wird.

TT: Wir müssen Entwicklungschancen für die Hotelleriebranche aufzeigen, beispielsweise eine Ergänzung mit zusätzlichen Wohnungen. Dafür suchen wir die Diskussion mit dem SIA, den Chefbeamten, der Baudirektorin sowie dem Stadt- und dem Regierungsrat. So kann eine gute Diskussionsbasis zwischen den Architekturbüros in Luzern entstehen. Daraus ergeben sich Chancen für neue Entwicklungen.

MS: Besonders die Hotellerie am See ist ein anspruchsvolles Gebiet. Einerseits durch das schwierige ökonomische Umfeld, andererseits aufgrund der wunderbaren historischen Bausubstanz, die ein wichtiges, aber schweres Erbe darstellt. Als Beispiel das traditionsreiche Hotel Seeburg am Ende der Luzerner Seepromenade: Die Besitzer

planten eine Erweiterung des Hotels; wir schlugen ein 40 m hohes Gebäude mit Hotelzimmern und Wohnungen im gehobenen Standard vor. Ein gewagtes Vorgehen! In der Abstimmung wurde unser Projekt vom Volk knapp abgelehnt. Jetzt suchen wir eine Alternative zum Hochhaus. Diese Prozesse sind hoch riskant, weil nicht sofort direkte Bauaufträge zu erwarten sind. Unser Büro hat sich unter anderem darauf spezialisiert, Projekte mitzuentwickeln. Für uns beginnt die Arbeit, lange bevor der Investor die eigentliche Bauaufgabe stellt. Der heutige Architekt macht Städtebau, wo er die Rahmenbedingungen mitgestaltet, inklusive intensiver Gespräche mit Behörden und Verbänden. Damit werden städtebauliche Entwicklungen möglich.

Was macht den Luzerner aus?

MS: Der Luzerner hat Sinn für den Wahnsinn. Die Stadt hat immer wieder Dinge zusammengebracht, von denen

andere Städte nur träumen können. Ich spreche von der Museggmauer, von der Kapellbrücke und nicht zuletzt vom KKL. Wir hatten sogar eine Zeppelin-Garage! Dies wurde sehr schön in der Ausstellung des BSA – «Das wahnsinnige Luzern» – dokumentiert. Die ausschweifende Luzerner Seele hätte enormes Potenzial, aber sie bremst sich manchmal selber aus. Das hängt unter anderem mit der katholisch-barocken Art zusammen, obwohl die Solidarität der Gemeinde mit der Stadt furchtbar «protestantisch» ist. Die Stadt muss sich ständig rechtfertigen. Die Gemeinden lieben die Stadt nicht, sie wollen nur ihre Leistungen, anstatt selbst ein Teil davon zu werden. Der unendliche Pragmatismus steht dem Luzerner ständig im Weg, wie dies bei der Wahl des Standorts der Musikhochschule und der Schule für Kunst und Design ersichtlich ist. Statt sie befruchtend zusammenzulegen, wird die eine nun in Kriens, die andere in Emmen gebaut. Schade, «Grossluzern» hätte mehr verdient. ▲▲▲

Erweiterung Hotel Seeburg
in Luzern, 2003.



Wohn- und Geschäftshaus Renggli
in Sursee LU, 2002.